

Die schönsten Tage ...

Autor(en): **Wenker, Loy**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **22 (1954)**

Heft 6

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-569351>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die schönsten Tage . . .

Loy Wenker

Es ging steil bergauf! Vorbei an Weinbergen, auf ausgefahrenen Feldwegen und dann, nach einem letzten Blick auf den Rhein, in den Wald. Hier wechselte das Bild, die Landschaft änderte sich.

Und das ist eigentlich alles, was ich in der Erinnerung an diesen Tag im Gedächtnis behalten habe, denn plötzlich sank ich ganz tief und spürte irgendwo einen dumpfen Schmerz. Als ich wach wurde, in den Ohren immer noch das Dröhnen des Motors, der mich an diesem freien Tag hinaus in die Natur getragen hatte, erstaunte ich, auf einer Bahre zu liegen. Ein Mann in einem weissen Kittel, mit goldgeränderter Brille und ein Paar guten Augen, sagte zu mir: «Na, sind wir wieder da», und klopfte mir leicht auf die Wange.

Und nun sah ich auch zwei Krankenschwestern und gewahrte, wo ich war: im Krankenhaus.

Ich war zu müde, um zu fragen.

Nur undeutlich verstand ich, dass ich einige Tage dableiben müsse. Die eine Schwester packte mich unter dem Arm, die andere half von der andern Seite und ehe ich mich versah, war ich in einem grossen Krankensaal.

Dort stand Bett an Bett und in den meisten lagen Kranke, die mich, wie mir schien, erwartungsvoll und erstaunt ansahen. Die Saalschwester eilte herbei: «Wohin legen wir den Patienten», frug meine Begleiterin. Doch ich hatte mich bereits selbst entschieden. Zwei Betten waren auf der rechten Seite frei. Eines davon lag zwischen zwei Männern und auf dieses strebte ich zu, von einer unsichtbaren Hand geführt.

Waren es ein Paar braune Augen, die ich von der Türe aus gesehen hatte? Ich weiss es nicht.

«Hierhin will ich», flüsterte ich und dann wurde es wieder Nacht um mich.

Wieder wurde ich wach, wandte mich um und sah, dass ich nicht geträumt hatte. Braune Augen lachten mich an, eine Hand ergriff die meine. «Nicht reden», flüsterte es, «Sie sind sehr krank und müssen ruhen.» Ich nickte und hielt die Hand fest, um wieder zu schlafen.

So ging Tag und Tag und Stunde um Stunde und endlich kam der Tag, an dem ich mich aufrichten konnte und *bewusst* erlebte, wo ich war und neben wem ich lag.

Links von mir lag mit bleichem, schmalem Gesicht, hellblonden Haaren und blauen Augen ein bildschöner, schlanker Junge von etwa zwanzig Jahren. Er rührte sich kaum und schien starke Schmerzen zu haben. In seinen weissen Fingern hielt er ein Geduldspiel und ausser diesem Spiel, bei dem es darum ging, mehrfarbige Plättchen in eine bestimmte Reihenfolge zu bringen, schien nichts anderes für ihn zu existieren.

Manchmal erschien eine stille Frau an seinem Bett, verweilte einige Minuten und ging dann wieder.

Rechts von mir aber lag mein Freund, denn er war es vom ersten Augenblick an gewesen, als ich den Saal betrat, dunkelblond, braungebrannt mit braunen Augen, immer fröhlich und immer guter Dinge.

Wir sprachen nicht viel in diesen ersten Tagen. Ich sah ihn an und er erwiderte meinen Blick. Hatte ich Schmerzen, so kam seine braune, feste Jungenhand zu mir herüber, streichelte meine Hand und hielt sie fest, bis sich meine Züge entspannt hatten und ich eingeschlafen war. Auch abends, wenn das Licht gelöscht wurde, hielten wir uns an den Händen.

Wie alt mochte er sein? Oder vielmehr, wie jung? Er konnte zwanzig, er konnte achtzehn Jahre alt sein. Ich wusste es nicht und ich frug ihn auch nicht danach. Mir genügte es zu wissen, dass ich ihn liebte und dass er meine Zuneigung erwiderte. War es nicht eine seltsame Fügung, die mich, den Kranken, seiner Sinne nicht mächtigen, den Weg zu ihm finden liess. Die mich zwang, seine Hand zu ergreifen, die ihn zwang, es zu leiden?

Ueber den Betten der Kranken hingen schwarze Tafeln mit weisser Kreide beschrieben. Darauf waren die Namen der Kranken und der Tag der Einlieferung bezeichnet. Seltsam, dass man die Namen meist lesen, die Ziffern des Geburtsdatums und des Tages der Einlieferung dagegen aber kaum an einem Bett erkennen konnte.

Ich wusste nichts weiter von ihm als seinen Namen und er erschien mir als der schönste, den ich je gehört: WOLFGANG.

Die Tage gingen dahin. Es ging mir besser und besser. Wir lasen zusammen die gleichen Bücher. Ich las ihm vor, er las mir vor. Kam ein Besuchstag heran, so hatte Wolfgang kaum eine Minute Zeit für mich. Es kam die Mutter, der ältere Bruder, Arbeitskollegen und alle möglichen Leute, die ihm Blumen, Bücher, Obst und Gebäck brachten.

Mitten in einem Gespräch aber wandte er sich oft mit einem Lächeln zu mir und zwinkerte mir ganz leicht zu, als wolle er sagen: «Sieh mal, es sind viele Leute, die zu mir kommen, aber Du bist mir doch der Liebste von allen!»

Sein Lächeln machte mich glücklich und froh.

Niemand von den zwanzig Kranken im Saal fand etwas dabei, dass wir uns so gern hatten. Niemand von den Pflegerinnen und von den Aerzten störte diese innere Harmonie. Der Chefarzt neckte uns bei der Visite mit den Worten: «Aha, der grosse und der kleine Bruder», die gestrenge Oberschwester sagte: «Kastor und Pollux» und dabei blieb es.

Wolfgang, vielleicht kam es daher, war der Liebling des ganzen Saales. Es gab niemand, der ihn nicht gern gehabt hätte.

Ich konnte mich nicht sattsehen an dem frohen Jungengesicht mit den klaren braunen Augen und dem schelmischen Lächeln und wenn ich mich zurückerinnere, so weiss ich mich eigentlich frei von jedem anderen Gedanken als dem: «Herrgott, ist der Junge schön und wie bin ich glücklich, dass wir uns so gern haben.

Einmal sagte ich zu ihm: «Wolfgang, wen hast Du eigentlich am liebsten von allen?» Da antwortete er: «Meine Mutter.» Ich frug: «Und wen danach?»

Da wurde er rot, sah mich lange an und versteckte sich unter dem Kissen. Nur mit einem Auge sah er zu mir herüber und lachte. Ich lächelte ihm zu und es war mir, als wäre mir etwas geschenkt worden. —

Vier Wochen vergingen im Flug und ich wurde zuerst als gesund entlassen. Als der Oberarzt erklärte, dass ich in den nächsten Tagen gehen

dürfe, wurde Wolfgang bleich wie das Kissen. Eine Stunde später weigerte er sich, etwas zu essen. Nachmittags bekam er starkes Nasenbluten. Ging es mir anders? Ich hatte keinen Appetit mehr, konnte nicht schlafen. Als ich abends Wolfgang die Hand gab, weinte er leise. Ich flüsterte ihm zu: «Wolfgang, nur Mut, auch Du kommst bald heim und dann treffen wir uns ja.» Das konnte ihn nicht trösten. Er antwortete:

«*Aber es wird nie mehr so schön wie jetzt!*»

Am nächsten Tag schrieb ich ihm ein kleines Briefchen. «Lieber Wolfgang, wünsche Dir etwas.» Ich dachte an ein Buch, ein Spiel, irgendetwas, was man einem Menschen schenkt, von dem man kurze Zeit getrennt sein wird. Er aber schrieb: «Dass wir hier zusammenblieben für immer!»

Ich war betroffen. Hatte er mich so gern? Er nahm mir den Zettel wieder aus der Hand und riss ihn in kleine Stückchen. Dann wandte er sein Gesicht von mir und schien zu schlafen.

Die Stunde kam. Ich wurde entlassen. Wolfgang blieb. Ich versorgte ihn mit Büchern, mit allerlei Leckereien, mit Obst und Blumen. Besuchen konnte ich ihn nicht, da ich zu Hause noch fest liegen musste. Mein Unfall war doch nicht so ganz einfach gewesen, wie ich geglaubt hatte.

Dann ging ich wieder ins Büro und eines abends, als ich nach Hause kam, erwartete mich die grosse Ueberraschung: Wolfgang war da.

Mir klopfte das Herz bis zum Hals. Ich konnte keinen Ton sprechen. Plötzlich lagen wir uns in den Armen und küssten uns.

Wolfgang schrak zurück: «Das dürfen wir nicht! Es ist unrecht!» Ich erwiderte: «Wolfgang, ich habe Dich lieb, das ist kein Unrecht. Ich habe Dich geküsst, Du hast den Kuss erwidert, das ist doch kein Unrecht. *Wir lieben uns!*»

Wortlos ging er und liess mich in einem merkwürdigen Zustand zurück.

Hatte ich unrecht gehandelt?

Am nächsten Tag und auch am übernächsten Tag kam er nicht. Ich war voll Unruhe und konnte kaum erwarten, bis der Briefträger kam, hoffte auf ein Kärtchen, einen Brief. Nichts! Jeder Telefonanruf brachte mir Spannung. Immer hoffte ich, seine geliebte Stimme zu hören.

Erst Ende der Woche läutete das Telefon. Wolfgang kündigte seinen Besuch — aber nur ganz kurz! — an.

Ich hatte das Bedürfnis, ihm zu versichern, dass ich ihn nicht küssen würde. Aber in meiner Aufregung fand ich nicht die richtigen Worte und schwieg.

Der dann kam, war wohl Wolfgang, aber nicht mein Freund aus dem Krankenhaus. Traurig sah er mich an und sagte, dass er eigentlich nicht mehr habe kommen wollen und offenbar falsch verstanden worden sei. Er habe mich sehr, sehr lieb, aber nicht sinnlich, und dass wir uns geküsst hätten, sei sowohl seine als auch meine Schuld. Eigentlich mehr meine, denn er sei erst sechzehn und ich dagegen wohl doppelt so alt. Aber darum ginge es nicht, sondern er fühle, dass der Altersabstand zu gross sei und dass er darum nicht mein Freund sein könne.

Schon im Krankenhaus habe er es innerlich gefühlt.

Jetzt erst begriff ich, was er damals mit abgewandtem Gesicht zu mir sagte: «So wie jetzt könne es draussen nicht mehr sein.»

Ein letzter Händedruck, ein letzter Blick in die schönen, braunen Augen, ein letzter Kuss von einem Mund, von dem ich glaubte, dass er mir gehöre.

Er ging. —

Habe ich unrecht gehandelt?

Ich sah ihn nicht mehr. —

Das Leben schweigt. —

C H R I S T I A N

Ich sitze im Flugzeug und denke immer noch darüber nach, wo wir uns wohl schon früher einmal begegnet sind. Mit dem besten Willen kann ich mich nicht mehr daran erinnern und doch, als wir uns heute mittag sahen, wusste ich, dass wir uns bereits kannten.

Mein Heimflug ist wundervoll, ruhig und harmonisch. Langsam verschwindet die Sonne und färbt den Horizont feurig rot. Allmählich senkt sich die Dunkelheit über das Land. Am Himmel steht bleich der Mond. Unzählige Sterne funkeln. Unten das unruhige, künstliche Licht der Menschen. Dörfer und Städte gleichen grossen, bunten Sternbildern. Matt schimmern die Flüsse wie Silberbänder. Wer möchte da nicht ein bisschen träumen?

Soviel möchte ich Dir erzählen und doch bleiben mir die Worte versagt. Trotz unserer belanglosen Gespräche habe ich gefühlt, dass uns irgend etwas enger verbindet. Ich kann es nicht genau beschreiben. Du magst es selber auch gespürt haben. — —

Waren es Deine offenen, klaren Augen, die meine Sinne verwirrten, oder sind meine fragenden Blicke schuld daran gewesen, dass Du etwas nervös mit einem Stücklein Papier spieltest?

Haben mich die Worte, welche über Deine schönen, vollen Lippen kamen, verzaubert oder vermochten meine paar dürftigen Fragen und Antworten Dein Herz zu rühren?

War es der Druck Deiner grossen, starken Hände, der in mir das Gefühl von Geborgensein auslöste oder hast Du wirklich gespürt, dass die zaghaften Berührungen meiner Hände Dir liebe Gedanken übermitteln?

Sicher waren die mir erwiesenen Aufmerksamkeiten beim Kaffee nicht ganz zufällig! Habe ich richtig verstanden?

Hat mich Deine Grösse derart gefangen genommen, dass ich mich beschützt fühlte und dankbar zu Dir hinaufschaute? Oder glaube ich bloss, Du habest mit einem gütigen Lächeln zu mir herunter geblickt? Ich weiss es nicht.

Ging der formelle freundschaftliche Kuss beim Abschied nicht doch etwas tiefer als nur auf die Wangen?

Und wollte unser Winken vor meinem Abflug nicht noch etwas erklären? — —